

Eugen Biser

Wer war Romano Guardini?

Fragen zu einer Antwort¹

Wer war Romano Guardini? Die Aufarbeitung dieser Frage scheint dem Freundeskreis, der sich um die Gestalt des in leiser Unnahbarkeit Verharrenden geschlossen hatte, so fernelegen zu haben, daß der Gedanke an eine biographische Würdigung, kaum daß er aufgekommen war, auch schon wieder fallengelassen wurde². Daß diese Biographie, verfaßt von einer jungen Frau, die ihre wissenschaftliche und pädagogische Kompetenz nicht zuletzt in der Betreuung von Guardinis Werk gewonnen hatte, nun doch vorliegt, beweist den Grad der Dringlichkeit, den die Frage inzwischen erlangte, nicht zuletzt auch deshalb, weil sich die Gestalt Guardinis schon während seiner letzten Lebenszeit, erst recht aber in den Jahren nach seinem Tod (am 1. Oktober 1968) zunehmend verdunkelt hatte. Wer war er?

Tatsächlich gibt keine Gestalt des modernen Katholizismus mehr Rätsel auf als diejenige Guardinis, die sich offensichtlich nicht nur aus dem kalendarischen Anlaß der 100. Wiederkehr seines Geburtstags, sondern eigengesetzlich, aufgrund der ihr innewohnenden Dignität, in Erinnerung bringt. Man zögert, ihm das Attribut „groß“ zuzuerkennen; denn dafür hatte zu vieles an ihm den Charakter eines – allerdings virtuos durchgehaltenen – Balanceaktes, um nicht zu sagen des Kompromisses. Und doch überragt er alle, die in diesem Zusammenhang genannt werden könnten, um Haupteslänge. Man fühlt sich ebenso gehemmt, ihn zu den bahnbrechenden Theologen der Jahrhundertmitte zu rechnen; denn dafür schob er zu viele Fragestellungen beiseite, während er sich bei andern mit glättenden, nicht selten vereinfachenden Lösungen begnügte, sofern er es nicht, wie so oft, bei bloßen Andeutungen beließ. Und doch war es ihm wie keinem andern gegeben, das Glaubensbewußtsein auf Jahrzehnte hinaus zu bestimmen. Und nicht weniger schreckt man unwillkürlich vor seiner pessimistischen, zum Ausstieg aus dem Zeitbewußtsein ratenden Kritik der Neuzeit zurück. Und doch läßt sich nicht bestreiten, daß er mit seiner Denunzierung der Macht eine Grundgefahr der Epoche beschwor, und daß er mit seiner These von dem bereits erreichten Epochenende, so fragwürdig sie einer genaueren Überprüfung erscheinen mag, durch eine Reihe von Daten bestätigt wird.

Wer also war dieser rationale Visionär, dieser lehrende Denker und denkende Prediger, der auch dann noch, als seine Stimme kaum mehr trug, die sich um sein Katheder und seine Kanzel drängenden Zuhörer in seinen Bann schlug; der auch

noch während der sich bereits bedrohlich ankündigenden Studentenrevolte seine imponierende Stellung im inner- und außeruniversitären Raum unangefochten aufrechterhielt; dem der gewaltige Erfolg seiner literarischen Produktion bis ans Lebensende treu blieb, obwohl in seinen Schriften nach kompetentem Urteil kein nennenswerter Gedankenfortschritt zu verzeichnen ist, und der auch nach der großen Geschichtszäsur in den Jahren der Nachkriegszeit für unabsehbar viele das blieb, was er für die Quickborn-Jugend und die Hörer seiner Berliner Vorlesungen lange zuvor bereits geworden war: die lebensbestimmende Wegweisung und lebendige Orientierungsfigur?³

Eine Formalbestimmung

Eine erste, wenngleich nur ganz formale Antwort ergibt sich aus dem „Dennoch“, das Guardinis Lebens- und Wirkungsgeschichte wie ein Programm durchzieht und diese nach Art des von ihm bei so vielen anderen aufgespürten „Strukturgesetzes“ bestimmt. Es distanzierte ihn von dem, was er bedenkend und interpretierend in die Hand nahm, so daß er weiter sehen konnte, als es aufgrund eines affirmativen Verhältnisses je möglich gewesen wäre. Es ließ ihn auch dann nicht aufgeben, wenn alles für Resignation und Rückzug zu sprechen schien. Und es gab ihm jene innere Sicherheit, die von ihm verfolgten Ziele auch auf den einsamen und abgelegenen Wegen anzustreben, auf die er sich seinem Lebensbericht zufolge vielfach verwiesen sah⁴.

Dieses „Dennoch“ steht, genauer besehen, schon als Vorzeichen über seiner Kindheit und seinen geistig-religiösen Anfängen. Nach Ausweis des erst kürzlich ans Licht gekommenen Lebensberichts lag über Guardinis ersten Lebensjahren ein Schleier von Entfremdung und Melancholie; dennoch blieb er seiner Heimat wie einem verlorenen Paradies verhaftet und sah er im gewaltigen Rund des Amphitheaters seiner Geburtsstadt Verona das gestaltgewordene Symbol seiner Lebensaufgabe, die für ihn in der immer wieder neu versuchten Bändigung und Vereinbarung der das Dasein gleicherweiser tragenden wie bedrohenden Gegensätze bestand⁵. Insgeheim ist dieses „Dennoch“ dann auch seinem Bekehrungserlebnis eingeschrieben, bei dem das Herrenwort vom „Hingeben der Seele“ (Mt 10, 39) den Ausschlag gab⁶; denn es war ein Akt der Selbstentäußerung, genauer noch der Selbstübereignung an das überindividuell „Größere“, die Kirche, durch den er, zusammen mit dem Fixpunkt seiner Existenz, den Ausgangspunkt seiner Lebensleistung gewann. Sie trug ihm in der Folge eine ungeahnte, den katholischen Geistesraum übergreifende Resonanz ein, deren der tief Verunsicherte und zunehmend Vereinsamte jedoch nie ganz froh wurde. Dennoch betrieb er zu einer Zeit, da die mit dem wachsenden Terror des Nationalsozialismus konfrontierten Kirchen Verteidigungspositionen bezogen, mit staunenswerter Beharrlichkeit das

Werk der geistigen Öffnung, überzeugt davon, daß die Probleme der Zeit zuletzt nicht aus der Defensive, sondern nur im offenen Dialog gelöst werden konnten. Und nicht zuletzt erweist sich das „Dennoch“ als das geheime Programmwort des späten Guardini, dem sich die zeit- und kulturgeschichtliche Situation so sehr verrätselte, daß er ihr nur noch in der Gesinnung des „Standhaltens“ zu begegnen vermochte.

Konstellation und Resonanz

Noch vor der Frage nach dem, was Guardini letztlich war, stellt sich damit die nach dem Grund seines stupenden Erfolgs. Eine erste Erklärung ergibt sich zweifellos aus der geistesgeschichtlichen Konstellation seines Wirkens. Zweimal stand dieses im Zeichen eines ausgesprochenen Kairos, der es ihm erlaubte, einer von Krieg, politischem Zusammenbruch und geistigem Orientierungsverlust betroffenen Generation das Stichwort neuer Identitätsfindung zuzurufen. Zum ersten Mal geschah dies gegenüber der durch Niederlage und Zusammenbruch des Kaiserreichs und der von ihm repräsentierten Ordnung verstörten Jugend, der Guardini nach Ende des Ersten Weltkriegs, zweifellos gegen ihr unmittelbares Empfinden, jedoch aus der Klarsicht des religiösen Diagnostikers attestierte: „Ein religiöser Vorgang von unabsehbarer Tragweite hat eingesetzt: die Kirche erwacht in den Seelen.“⁷

In seinem Lebensbericht spricht Guardini davon, daß er durch die mit diesem Satz beginnende Schrift „Vom Sinn der Kirche“ (von 1922) in die Fragen der Zeit eingegriffen habe⁸. Mit weit größerem Recht hätte er noch sagen können, daß er damit das Glaubensbewußtsein der von ihm angesprochenen Generation auf den Begriff gebracht und für die ganze Folgezeit strukturiert habe. Zwar stand diese Generation auch der institutionalisierten Kirche zunächst durchaus skeptisch gegenüber; doch übte er in seiner insistenten Bemühung auf der Burg Rothenfels das „Erwachen der Kirche“ systematisch mit ihr ein, indem er ihr die Augen für die „heiligen Zeichen“ öffnete, um sie so zum „liturgischen Mysterium“ hinzuführen und schließlich den „Geist der Liturgie“ in ihr neu zu wecken⁹. Daß es so wirkungsvoll gelang, war nicht zuletzt Guardinis erstaunlicher Sprachkunst zu danken. Wie nur den großen Theologen der Vorzeit, Augustinus und Anselm von Canterbury an ihrer Spitze, war es ihm gegeben, komplexe Gedankengänge auf so einfache und einleuchtende Formeln wie die vom „Erwachen der Kirche in den Seelen“ zu komprimieren und dadurch bewußtseinsbildende Impulse auszulösen.

Trotz tiefgreifender Geschichtsdivergenzen ergab sich für Guardini eine durchaus vergleichbare Konstellation nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ mit dessen umstürzenden politischen und geistigen Folgen. Demgemäß erfolgte seine Reaktion in diesem zweiten Fall merklich später, genauer gesagt erst mit der

Veröffentlichung der Besinnung über die „Annahme seiner selbst“ (von 1953). Und doch war ihm damit ein nicht weniger kompetenter „Eingriff“ in das Zeitbewußtsein gelungen, zumal sein Wort in diesem Fall analytisch unterbaut und gleichzeitig in die Form eines Zuspruchs gefaßt war, der ihn, an seiner Wirkungsgeschichte gemessen, geradezu als den „kategorischen Imperativ“ der Gegenwart ausweist¹⁰. Was die analytische Unterbauung anlangt, so muß schon die zeitkritische Studie über „Das Ende der Neuzeit“ (von 1950) im Zusammenhang mit dem Imperativ gesehen werden, da sich die „Annahme seiner selbst“ wie eine Zurücknahme des kollektiven Notstands auf das Selbstzerwürfnis des konkret existierenden Menschen ausnimmt. Wenn die Wirkung erklärt werden soll, muß lediglich hinzugenommen werden, daß es Guardini auch diesmal gelang, einen hochdifferenzierten Gedanken in eine ebenso einfache wie plausible Formel zu fassen, die auf suggestive Weise zum Ausdruck brachte, was viele als dumpfe Noterfahrung in sich fühlten.

Damit ist bereits angedeutet, daß die Wirkung Guardinis darüber hinaus mit seinem Denk- und Sprechstil zu tun hat. Als Augenmensch, der Guardini seiner Biographin zufolge von innerster Anlage her war und dem es einem frühen Wort zufolge immer darum ging, alles mit je neuen Augen sehen zu lernen, hatte er im Grund nur das zu sagen, was ihm in einem intuitiven Akt aufgegangen war (147). Doch so, wie seine Aussage aus einer Schau hervorging, zielte sie auch darauf ab, das von ihm Erblickte weiterzugeben und, wesentlicher noch, seine Hörer und Leser in seine eigene Schau einzubeziehen. Wer Guardini las oder hörte, erlebte, der Hörer mehr noch als der Leser, die progressive Einbeziehung in eine intuitive Wahrnehmung. Über die Befähigung zu dieser „kommunikativen Gestaltwahrnehmung“ verfügte Guardini bis in seine Spätzeit hinein. Noch in seinen „Theologischen Briefen an einen Freund“ (von 1976), die Johannes Spörl aus dem Nachlaß herausgab, spricht er davon, daß er das Unrecht und Unwesen der Neuzeit „wie mit Augen“ gesehen zu haben glaubte¹¹. Und als die Vision zuletzt doch verdämmerte, machte sich um so stärker die Wirkung des großen Atems geltend, mit dem er die Probleme ebenso behutsam wie zielstrebig umkreiste, um zuletzt dann um so zielsicherer zum „Kern der Sache“ durchzustoßen¹².

Strukturen der Rezeption

Unmerklich verschob sich damit der Fragepunkt von der Wirkung auf die Rezeption. Auf sie muß um so aufmerksamer eingegangen werden, als sich um Guardini schon früh ein Kreis von Bewunderern und Anhängern bildete, der in religions- und kirchensoziologischer Hinsicht ein bemerkenswertes Phänomen darstellt.

Er rekrutierte sich nicht nur aus den Reihen seiner Hörer und der Teilnehmer an

den Werkwochen auf der Burg Rothenfels, sondern insbesondere auch aus der unübersehbaren Anzahl derer, die ihm die entscheidende Lebensprägung verdankten. Sie dankten – und danken – es ihm durch Gefühle einer spezifischen Zugehörigkeit, in die sich nicht selten ein Element der Ausschließlichkeit, bisweilen sogar der Intoleranz und des Fanatismus einmischt, so daß ein Beziehungsgeflecht entsteht, das, wenn es nicht unerklärt bleiben soll, nach einer soziologisch-religiösen Deutung verlangt. Sie führt in den Bereich einer verblüffenden Entsprechung zu Strukturen der Urkirche, innerhalb deren sich die Gruppe der Erstberufenen, der Augen- und Ohrenzeugen deutlich von derjenigen abhebt, die Kierkegaard die „Schüler zweiter Hand“ nannte¹³. Beim ursprünglichen Schülerkreis, so zeigt sich, geht Guardini noch immer als lebendiges Interpretament mit, so daß das erstaunliche Phänomen einer zweifachen „Lesart“ entsteht: der kritisch-distanzierten derer, die sich nur auf die Texte angewiesen sehen, und der „transparenten“ des Schüler- und Verehrerkreises, der Guardini noch heute so zu lesen vermag, wie er es im Geleitwort zu seiner Schrift „Vom lebendigen Gott“ (von 1930) als das Ziel seiner literarischen Mitteilung bezeichnete:

„So wird denn auch wirklich diesen Ansprachen nur der ihr Recht geben, der willig und fähig ist, sie vom Papier wegzuheben und wieder zum lebendigen Wort werden zu lassen. Gesprochen gerade zu ihm, so daß er sich persönlich gemeint weiß... So zu tun, ist nicht immer leicht. Wir sind das Papier gewöhnt und die kalten, nur vermittelnden Zeichen. Wir sind gewöhnt, im flüchtigen Dahingleiten Gedanken und Bilder aufzunehmen, unpersönlich und von irgendwoher kommend. Es bedarf schon einer besonderen Bemühung, nicht geschriebene, sondern gesprochene Rede als solche zu vernehmen und aus einem Leser wirklich zum Hörer zu werden.“¹⁴

Eine beträchtliche Dramatisierung erfährt dieses Verhältnis durch die Beobachtung, daß Guardini den angesprochenen Effekt zwar mit aller Entschiedenheit suchte, der Verehrung seiner Hörerschaft aber keineswegs gleichsinnig begegnete. Staunend, fast betroffen registriert er den unvermindert anhaltenden Zustrom zu seinen Lehrveranstaltungen und Predigten; doch beziehen sich seine tiefsinnigen Äußerungen über den Sinn mitmenschlicher Zuwendung und Liebe, die dem Subtilsten zu diesem Motivkreis zuzurechnen sind, offenkundig auf den ihm tragisch entrissenen Jugendfreund, nicht jedoch auf die Verehrung, die ihm aus seinem Hörer- und Leserkreis entgegenschlug¹⁵. Hier, im Verhältnis zu seinem Schülerkreis, herrschte das Pathos der Distanz, und das nicht etwa aus begreiflicher Taktik, sondern aufgrund jener leisen Heteronomie, die das ganze Werk und Leben Guardinis von jenem Ausgangspunkt her bestimmte, an dem er gelernt hatte, seine religiöse Identität in einem Akt der Selbstentäußerung an die Kirche zu finden. In kompensierter Form spricht diese Distanz noch aus den Titeln „Der Herr“ und „Das Herrentum Christi“, nicht weniger aber auch aus der unerschütterlich festgehaltenen These Guardinis, daß Jesus zwar vorzügliches Objekt, niemals aber Subjekt des Glaubens sei, daß sein Gottesverhältnis somit kein Element nach Art eines Glaubensaktes enthalten habe¹⁶.

Zwar – erneut muß dieselbe Einschränkung gemacht und alsbald wieder

zurückgenommen werden – sagt Guardini Vorzügliches über die Möglichkeit der Selbstfindung in dem Göttlich-Anderen, der eben dadurch aufhört, ein gegenständig umschriebener Anderer zu sein, um dafür als der Zielgrund des definitiven Selbstseins entdeckt zu werden¹⁷. Doch spricht nichts dafür, daß diese Verhältnisbestimmung jemals auch auf die Beziehung zu seinem Hörer- und Schülerkreis durchschlug. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der schon früh dazugestoßene Josef Pieper nach Ausweis seiner Autobiographie den glühend bewunderten Meister sechzehn Jahre lang noch nicht einmal anzusprechen wagte, festigt sich vielmehr der Eindruck, daß dieses Verhältnis gleichfalls im Schatten jener Heteronomie stand, die Guardinis Selbstverhältnis lebenslang bestimmte¹⁸. Dann aber dürfte sich der Bann, in den er den Schülerkreis schlug, nicht zuletzt aus der Kompensation dieser Heteronomie erklären, die ihn, den in einem sublimen Sinn selbst Heteronomen, für seine Anhänger nur um so mehr zum Inbegriff der Stabilität und Orientierung werden ließ¹⁹.

In die volle Tiefe dieses komplexen Verhältnisses führen zwei Aussagen, die im Blick auf die Rezeption in auffälliger Rückbezüglichkeit lesbar werden. Die erste steht am Anfang des Pascalsbuchs, dem ohnehin Spuren einer an Selbstentblößung grenzenden Einfühlung zu entnehmen sind, auch wenn diese bisweilen in eine fast leidenschaftliche Distanzierung umschlägt; sie lautet:

„Er ist nicht Lehrer, wie er denn auch keinen Schüler gehabt hat. Er ist kein methodischer Führer, sondern eine anrührende Macht, bewegende Erschütterung... Ein Konstrukteur von größter Energie, der doch in der Geschichte nicht als solcher wirkt, sondern als Beweger. Ein Geist von absolutem Willen zur Eindeutigkeit, der dennoch in beunruhigender Unbestimmtheit steht – welche Unbestimmtheit nicht aus mangelnder Präzision des Verstandes, sondern aus den Spannungen der in ihm selbst wirkenden Mächte kommt... Er hat die Probleme stehenlassen und sein Herz in Gottes Hand gegeben. Den Abschluß hat er nicht durch Beweis und Definition, sondern durch das Schweigen gezogen. Das Schweigen der letzten sechs Monate – das ist es, was, vom Ende her, dieses Ganze in abgründiger Not und immer neuem Kampf sich zutragende Leben bestimmt.“²⁰

In erstaunlicher Buchstäblichkeit trifft das auf Guardini zumindest darin zu, daß es in seinem Schülerkreis – so wenig wie in der Jüngergruppe Jesu – kein Nachrücken in die Meisterposition gab. Und derjenige, der dafür wie kein anderer prädestiniert erschien, Heinrich Kahlefeld, entfremdete sich ihm, wie die Biographie registriert, ausgerechnet über der Frage nach der zeitgerechten Darstellung der Gestalt Jesu (336). Damit ist auch schon der Übergang zur zweiten Äußerung gewonnen, mit der Guardini die Höhe seines Dostojewskij-Buchs erreicht, indem er den „Idioten“ als Christussymbol identifiziert und wiederum Hintergründiges über sich selbst zu verstehen gibt:

„Und nun meine ich, hier sei ein Bild davon; ein Versuch, jenes Einmalige, das Ereignis der gottmenschlichen Existenz gleichsam nachzuerzählen. Nicht direkt... Vielmehr symbolisch, ins Bloß-Menschliche übersetzt; aufleuchtend aus der Haltung eines Menschen, der gewiß nicht jenes Selbst ist..., dem aber als letzter Sinn seines Daseins gegeben wurde, die Menschen an Christus zu erinnern, durch das, was er ist und was ihm geschieht, durch seine Kraft und seine Armseligkeit, durch seine Bewährung und selbst durch sein Versagen Christus, den Herrn, zu erzählen.“²¹

Sowenig das einen Widerhall in Guardinis Selbstverständnis findet, rührt es an die Wurzeln der ihm entgegengebrachten Verehrung, die, wie bereits deutlich wurde, quasireligiöse Züge aufweist. Um so aufschlußreicher nimmt sich gerade in diesem Kontext seine gereizte Reaktion auf den von ihm bei Pascal vermuteten Identifikationsversuch mit Christus aus. Nur mit Mühe kann er den Gedanken abweisen, daß das im „Mémorial“ zitierte Johanneswort „Gerechter Vater, die Welt hat Dich nicht erkannt, aber ich habe Dich erkannt“ auf den vom Erlebnis der Feuernacht Überwältigten bezogen ist²². Wie aber steht es um den Schlüsselgedanken der unter dem Titel „Mystère de Jésus“ überlieferten Meditation, daß man während der die ganze Weltzeit hindurch andauernden Todesangst Jesu nicht schlafen dürfe? Liegt dem nicht der Anspruch zugrunde, er, Pascal, sei der einzig „Wachende unter vielen Schlafenden?“²³ Die Erregung, die Guardini im weiteren Verlauf der Interpretation von einem „Heißlaufen des Geistes“ bei Pascal und von der „verzehrenden Glut“ in der Tiefe seines Geistes sprechen läßt, gibt zu denken²⁴. Wenn daraus auch schwerlich auf ein eigenes Betroffensein zu schließen ist, so doch vermutlich um so mehr auf das, was der weithin zur Kultfigur Stilisierte tatsächlich für manche Anhänger geworden war. Denn es ist doch, als weise Guardini hier eine Möglichkeit von sich zurück, von der er sich insgeheim bedrängt – und angefochten – fühlte.

Erst wenn man die Linie bis zu diesem kritischen Punkt durchzieht, wird die Dialektik begreiflich, die Guardinis Wirkung offensichtlich bestimmte. Er betrieb, wie kaum ein anderer, das Werk der Horizonterweiterung, indem er die Grenze des „christlichen Bewußtseins“ so weit wie möglich hinausrückte; doch blieben seine Anhänger zugleich in diese Grenze, so durchsichtig sie immer war, eingeschlossen. Er nahm sie durch die suggestive Kraft seines Wortes hinein in den Lichtkreis seiner Intuition; doch blieben die meisten zugleich in die ihnen vermittelte Schau hineingebannt, unfähig, zu eigenen Perspektiven durchzustoßen, die nicht bereits im Horizont der Ausgangsvision lagen. Bemerkenswert ist immerhin die Tatsache, daß es, von einem Ausnahmefall abgesehen, ebenso wenig einen echten Disput des Freundeskreises mit Guardini gab, wie aus ihm eine Würdigung in der Größenordnung der nunmehr vorliegenden Biographie hervorging. Den Ausnahmefall bilden die in dem Sammelband „Unsere geschichtliche Zukunft“ zusammengefaßten Diskussionsbeiträge der Freunde zu Guardinis Prognose „Das Ende der Neuzeit“, die jedoch als Ausnahme nur die Regel bestätigen²⁵.

Das antwortende Lebensbild

Das unterstreicht den Stellenwert der nunmehr vorgelegten Biographie, von der man wie von der Vergegenwärtigung Guardinis insgesamt sagen kann, daß sie sich

nicht nur dem kalendarischen Anlaß, sondern einer sachlichen Nötigung verdankt. Indessen ist damit aber auch schon das Risiko angedeutet, auf das sich die Verfasserin des Lebensbildes einließ. Gemessen an der eigentümlich gehemmten, gleichzeitig aber exklusiven Reaktion des Verehrerkreises beging die Biographin dadurch, daß sie nachholte, was der Freundeskreis aus unerfindlichen, wenngleich nicht unverständlichen Gründen versäumte, aus dessen Sicht einen Akt der Tabuverletzung, so wie bereits die von der Nachlaßkommission verantwortete Veröffentlichung von Guardinis autobiographischen Skizzen von kompromißlosen Verehrern als ein Verstoß gegen die Diskretion und das Gesetz der Pietät empfunden wurde. Denn ein Kultbild hat nun einmal keine Biographie; es ist vielmehr nach Ausweis seiner Dignität „vom Himmel gefallen“.

Um so höher ist der Mut zu veranschlagen, den die Abfassung der Biographie anderthalb Jahrzehnte nach Guardinis Tod, abgesehen von der Mühe der Recherchen, der Quellenstudien sowie der Sichtung und Verarbeitung des Materials, fraglos erforderte. Vermutlich kann das Ergebnis nicht besser als mit der Feststellung gewürdigt werden, daß mit ihm nicht nur ein in vielen Stücken deutlicher konturiertes Guardini-Bild gewonnen, sondern zugleich eine Tür zur volleren Erschließung des Werks aufgestoßen ist. Wenn Guardini auch nicht zum strengen Typus des Existenzdenkers gehört, der – wie das auf paradigmatische Weise bei Kierkegaard geschieht – im Werk die eigene Lebensgeschichte reflektiert, kommt bei ihm doch die Existenz vor allem bei der Rezeption ins Spiel, die ihrerseits stimulierend auf die Produktivität zurückwirkte. Denn es gehört zu den neuen Perspektiven, in denen Guardini nunmehr erscheint, daß er kaum irgendwo mehr als im Akt seiner pädagogischen, lehrenden und verkündigenden Selbstdarstellung präsent wird. Nach allem zu schließen lebte er mehr in seiner Mitteilung als in sich selbst; deshalb ist ein Lebensbild von ihm, das sich gleichzeitig als Werkbiographie versteht, ein entscheidender Gewinn. Gleichzeitig fällt stillschweigend ein Hindernis, das seiner Rezeption bisher im Weg stand. Obwohl die Biographie auf Schritt und Tritt den Geist der Bewunderung, bisweilen sogar der Verehrung atmet, führt sie doch das Monument, zu dem Guardini vielfach überhöht wurde, auf die Proportionen seiner konkreten Existenz zurück. Das aber war um so dringender geboten, als das Monument zu einem distanzlosen Umgang mit seinem Gedankengut verführt, der allenfalls eine Paraphrasierung seiner Positionen zuläßt, nicht aber deren kritische Verarbeitung, die es allein verhindern kann, daß er in einer Wolke von Zustimmung – untergeht.

Zwar fügt sich ein distanzlos repetierter Guardini fast lückenlos in das Konzept der zeitkritisch-restaurativen Strömung, die sich augenblicklich im Aufwind befindet und zur Revision der dialogischen oder, wie leicht verschleiern gesagt wird, „hermeneutischen“ Positionen rät. So findet der Kantkritiker Guardini mit seiner radikalen Absage an das angeblich transzendenzlose Autonomiestreben der Neuzeit ebenso spontane Zustimmung wie der Zeitkritiker, der mit seinem „Ende

der Neuzeit“ den großartigen Ausklang seiner Comersee-Briefe widerrief; und ebenso spricht der Warner vor der Gefahr eines liturgischen Aktionismus und der Befürworter eines auf das Gehorsamsmoment gegründeten Glaubensbegriffs all denen aus dem Herzen, die sich aus den unterschiedlichsten Gründen mit dem Weg der nachkonziliaren Kirche nicht abfinden können. Doch geht es, wie der Selbstwiderspruch des Neuzeit-Kritikers erkennen läßt, in alledem gerade um die Positionen, die, theoretisch und biographisch gesehen, auf besonders schwachen Füßen stehen, mit deren Hilfe somit weder Gegenwart noch Zukunft zu gewinnen sind.

Demgegenüber zeichnet die Biographie das Bild eines hochbegabten, in seiner Kreativität aber eher durch Frustrationen und Entbehrungen als durch bewegende Inspirationen angeregten Menschen, der seine volle Identität erst durch die mächtig anschwellende und ihn bis in seine späte Wirksamkeit begleitende Resonanz gewann. Bewegend die auf die „Berichte über mein Leben“ gestützten Impressionen aus einer bereits vom Schatten der Melancholie überzogenen Kindheit; bewogender noch die Hinweise auf die tastenden Orientierungsversuche des Studenten und die frustrierenden Erfahrungen des jungen Priesters; bestürzend die wiederholten Hinweise auf die Unsicherheit und Selbstzweifel dessen, der unabsehbar vielen zum Inbegriff der Stabilität und zur lebenbestimmenden Orientierungsfigur werden sollte. Nicht minder bewegend dann aber auch die Aufschlüsse über die drei mit bewundernswerter Instinktsicherheit getroffenen Entscheidungen, die nachträglich als die wichtigsten Weichenstellungen der Biographie erscheinen: die religiöse Entscheidung für die Kirche, die einem Bekehrungserlebnis nahekommt; die Entscheidung für die Jugendarbeit, die mit dem Verzicht auf das lockende Angebot eines pastoraltheologischen Lehrstuhls verknüpft war; und die Entscheidung für die Zwangspensionierung durch ein Regime, das keine „Weltanschauung“ als die seine, am wenigsten eine katholische, dulden konnte, obwohl dem Betroffenen sogar die Wahl zwischen einem dogmatischen oder einem fundamentaltheologischen Lehrstuhl gelassen wurde. Denn der ersten Entscheidung verdankt die Nachwelt den Theologen Guardini, der zweiten den „geistlichen Pädagogen“, der dritten den Verfasser eines Großteils des theologischen und zeitkritischen Oeuvres.

Dennoch entsteht nicht der Eindruck einer paradigmatischen oder gar dramatisch überhöhten Lebensgeschichte. Was sich abzeichnet, ist vielmehr das Bild eines durch beharrliche Arbeit, ungewöhnliches erzieherisches Engagement und von wachsender Ausstrahlung gekennzeichneten, gleichzeitig aber allem Pathos abholden, ganz auf die übernommene Aufgabe konzentrierten Menschenlebens, das allenfalls durch seine Konsequenz hervorragt und darin durch den Umstand bestätigt wird, daß es sich dem äußeren Ablauf nach wie drei in sich verschlungene Ringe darstellt, da es der Zufall dieses Lebens mit sich brachte, daß Guardini als Universitätslehrer an drei seiner wichtigsten Studienorte – Berlin, Tübingen und

München – zurückkehrte. Ungleich wichtiger ist jedoch der schwankende, fast „antizyklisch“ anmutende Deutlichkeitsgrad. Denn am deutlichsten hebt sich aus der Biographie, und dies gewiß nicht nur aufgrund der persönlichen Verbundenheit der Berichterstatterin mit der Burg Rothenfels, das Bild des frühen, um die liturgische, charakterliche und zumal religiöse Bildung der Jugend bemühten Guardini ab. Dagegen verbirgt sich die Physiognomie des Münchener Universitätslehrers und Kanzelpredigers unter einem sich zusehends verdichtenden Schleier, obwohl doch anzunehmen gewesen wäre, daß sich das Erinnerungsbild aus dieser Zeit, schon aus Gründen der Chronologie, am klarsten erhielt. Dieser Eindruck kann auch mit dem Hinweis darauf nicht entschärft werden, daß Guardini seinen autobiographischen Lebensbericht knapp nach Ende des Zweiten Weltkriegs abbrach, da für die Folgezeit immerhin die unter dem Titel „Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns“ veröffentlichten Tagebuchnotizen zur Verfügung stehen. Und vollends verlieren sich die Konturen des „letzten“ Guardini, also der Zeit nach seiner Emeritierung, in fast völligem Dunkel, das dadurch noch zusätzlich vertieft wird, daß es unter dem Vorzeichen jener bestürzenden Mitteilungsfragmente steht, die von einem „geheimen Erdbeben“, dem „Ringern mit antwortlosen Fragen“ und einer „Not“ sprechen, die ihren Ursprung nicht in äußeren Lebensumständen, sondern im innersten Selbstsein hat (316).

Um so heller hebt sich vor diesem Hintergrund das von der Biographie eher beiläufig gespiegelte Bild des maßgeblichen Sprechers des „christlichen Bewußtseins“ ab, der ebenso mit seiner Rede zum Berliner Katholikentag (1952) wie mit seinen Referaten zum Problem der Technik und der Sprache im Rahmen der Vorlesungsveranstaltungen der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und nicht zuletzt mit seiner vor westdeutschen Industriellen gehaltenen Ansprache zum Thema „Der unvollständige Mensch und die Macht“ (1956) ebenso weite wie nachhaltige Resonanz gewann. Und dies trotz seines tiefgehenden Zerwürfnisses mit einer Zeit, in der er sich nach einer brieflichen Äußerung immer weniger zurechtfand, so daß er, der einstige Anreger und Protagonist, sich unversehens in die Position des „Konservativen“ verwiesen sah (364).

Freilich verblaßt auch dieser Glanz, der sich wohl schon dadurch, daß er Guardini eine Fülle hoher und höchster Ehrungen eintrug (352 ff.), als Nachglanz verrät. Das Ende steht auch hier, in der Frage des Spätwerks, unter dem Vorzeichen der Erschöpfung. Unübersehbares Indiz dessen ist die aus dem Nachlaß veröffentlichte „Existenz des Christen“ (1976), auf deren Publikation noch bei Lebzeiten sich Guardinis letzte Anspannung richtete (363), und mehr noch die lediglich als Nachlaß-Manuskript erhaltene „Ethik“. Es sind Werke eines sichtlich Ermattenden, der sich, seinem gläubig-intuitiven Prinzip folgend, noch immer zu bestechend klaren Ein- und Durchblicken erhebt, dem aber die frühere Gestaltungskraft nicht mehr zu Gebote steht.

Die Gegenperspektive

Es gehört zu den größten und anerkennenswertesten Leistungen der Biographin, daß sie dem auf ihr lastenden Erwartungsdruck widerstand und die Phase der Ermattung ebensowenig verschwieg wie die in ihr erreichte – und nur aus ihr zu begreifende – Stufe der Verinnerlichung und Beharrungskraft. Doch eben dadurch entsteht ein nicht nur kontrastreiches, sondern von Gegensätzen durchzogenes Bild, das auf seine Weise den Gegensatzdenker Guardini spiegelt, aber doch auch zu Rückfragen anregt und bewegt. Nur einige seien ausdrücklich artikuliert:

Wie steht es bei dem, der so vielen zur Orientierung und Identitätsfindung verhalf und in der von der Biographie mit Recht gerühmten „Annahme seiner selbst“ (1960) geradezu deren aktuelles Programm entwarf (349), um die eigene Identitätsfindung? Versteht sich das „Bekehrungserlebnis“ mit der lebenbestimmenden Selbstübereignung an das Mysterium Kirche, das Wort in dem von Guardini gemeinten konzentrativen Sinn gebraucht (43 ff.), aus sich selbst, oder muß nicht doch mit einer Kompensation der spannungsreichen Mutterbindung gerechnet werden (21 ff.)?

Wie kommt es, daß der „jugendbewegte“ Guardini dem heutigen Empfinden so fern liegt, daß seine Tätigkeit als „Burgleiter“ mit ihrer Erziehung zu einem „neuen Adelsbewußtsein“ (165) und ihrem teils autoritär, teils sentimental anmutenden Ritual (168) fast wie ein Fremdkörper in seiner Lebensgeschichte wirkt? Ist hier der für Zeitverhältnisse so Sensible nicht ebenso distanzlos, wie er später, besonders während der Abfassung seiner zeitkritischen Schriften, „überdistanziert“ wirkt?²⁶

Ferner: Wie steht es um das Glaubensverständnis eines Theologen, der seinen Hörern einschärfte, daß Jesus nur Gegenstand, niemals aber Subjekt des Glaubens sei, und der den nach seinem Glaubensmotiv fragenden Felix Messerschmid mit der Antwort verblüffte: „Weil ich es meinem Bischof bei der Priesterweihe so versprochen habe“? Und weist diese Heteronomie im Glaubensbegriff nicht unübersehbar auf die ungleich tiefere in der Christusbeziehung zurück, wie sie sich bereits in der erregten Pascal-Kritik, ausdrücklicher noch dann aber in den Titeln „Der Herr“ und „Das Herrentum Christi“ anzeigt?

Und schließlich: Wie verhält es sich mit der Wahrheit, deren Gegenwart Guardini bisweilen fast „wesenhaft“ fühlbar wurde und deren Nähe ihm, dem vielfach Verunsicherten, seinem Auditorium gegenüber innersten Halt und Festigkeit bot? Hält dieser Anspruch, da es für ihn doch um die Offenbarungswahrheit ging, einer genaueren Prüfung stand? Oder handelt es sich nicht doch nur um den Fußpunkt jener Suggestion – das Wort in seinem höchsten Sinn genommen –, durch die er seine Hörer und die durch das Hörerlebnis stimulierten Leser über Jahrzehnte hinweg in seinen Bann schlug?

Und nun noch die drei letzten, wohl erst im Blick auf den geschichtlich gewordenen Guardini erlaubten Fragen: War er, der so Erhellendes über die

Sprache sagte, selbst kommunikationsfähig? Wenn diese Fähigkeit an die dialogische Verarbeitung „fremder“ Anstöße und, mehr noch, an die Akzeptanz von Kritik gebunden ist, vermutlich nicht. Denn das einzige Beispiel einer aus kritischer Gegenposition geführten Diskussion mit Guardini, der Sammelband „Unsere geschichtliche Zukunft“ (1953), in dem er auf die Einwürfe von Clemens Münster, Walter Dirks und Gerhard Krüger antwortet, erweckt zuletzt doch den Eindruck, daß die Kritik, paradox ausgedrückt, auf denkbar entgegenkommende Weise – zurückgewiesen wird.

War er, der so bewegend von der Liebe sprach, selbst liebesfähig? Auf's neue wird man sagen müssen: Wenn Liebe an die von den Schlüsselstellen genannten Bedingungen der Herzensöffnung und Selbstübereignung gebunden ist, vermutlich nicht, oder genauer, nach dem an das Lebensmark Guardinis rührenden Bergtod des Freundes nicht mehr. Denn die mit tiefer Unsicherheit gepaarte Melancholie scheint ihn so auf sich selbst zurückgeworfen zu haben, daß er das Liebesvermögen nach dem großen Verlust nur noch in Form der Entbehrung und der Sehnsucht kannte²⁷.

Und war er, der so Tiefsinniges über die paulinische Christusbisotik sagte, selbst ein Mystiker? Auch hier drängt sich die Antwort auf: Vermutlich nicht, da noch nicht einmal die spärlichen Äußerungen über das Erlebnis religiöser Entbehrung und göttlicher Abwesenheit eine Entsprechung zur „mystischen Nacht“ erkennen lassen. Dabei will das dreimalige „vermutlich nicht“ im Grunde nur den faktischen Frage- und Anfragecharakter des scheinbar Behaupteten unterstreichen.

Das Selbstporträt

So ist es auch der mit so viel Fleiß, Einfühlungskraft und Mut verfaßten Biographie Hanna-Barbara Gerls nicht gegeben, die Titelfrage zu beantworten. Das gelänge nur dem, der das vielzitierte „Paßwort“ artikulieren könnte, das dem fast achtzigjährigen Guardini in einem Traum zugesprochen worden war; doch das Wissen oder Nichtwissen um dieses Wort nahm er, wie so vieles, mit in das große Schweigen seiner letzten Lebenszeit hinein. Wenn die Biographie das Rätsel dieser Lebensgestalt aber auch nicht voll zu lösen vermag, hilft sie doch, mit dem Nichtwissen um sie besser leben und auskommen zu können. Indessen hat Guardini so, wie er in seinem Werk wiederholt dem Andenken seines verunglückten Freundes huldigte, auch ein verstecktes Selbstporträt hinterlassen, das als solches spontan ersichtlich wird, wenn man es nur wagt, seine Würdigung Pascals durch einige Retuschen auf ihn selbst zu beziehen; dann gilt von ihm:

Er war kein Lehrer, wie er denn auch keine Schüler gehabt hat. Er war kein methodischer Führer, sondern eine anrührende Macht. Ein Konstrukteur von größter Energie, der doch in der Geschichte

nicht als solcher wirkt, sondern als Beweger. Ein Geist von entschiedenem Willen zur Eindeutigkeit, der dennoch in beunruhigender Unbestimmtheit verbleibt. Er hat den letzten Schluß nicht durch Beweis und Definition, sondern durch das Schweigen gezogen. Das Schweigen der letzten Lebenszeit – das ist es, was, vom Ende her, dieses Ganze in Not und Kampf sich zutragende Leben bestimmt²⁸.

Das sollte man sich gesagt sein lassen, bevor man Guardini, wie es einem augenblicklichen Trend entspricht, zur Galionsfigur im gegenwärtigen Richtungskampf zu stilisieren oder gar erneut in die Position des Kultbilds zu entrücken sucht. Das eine wäre für seine Nachwirkung genauso abträglich wie das andere; denn einen Denker wie Guardini ehrt man nicht durch pietät- oder absichtsvolle Repetition, sondern durch kritisch-kreative Fortbildung seiner Gedanken, weil sich nur so zu zeigen vermag, was sie über ihre Entstehungszeit hinaus für die Bewältigung der Gegenwartsprobleme leisten.

ANMERKUNGEN

¹ Hanna-Barbara Gerl, Romano Guardini 1895–1968. Leben und Werk. Mainz: Grünewald 1985. 381 S., Abb. Lw. 48,- (zitiert mit Seitenzahlen in Klammern).

² In einem an seinen Freund, den Münchner Historiker Johannes Spörl gerichteten Brief votiert Guardini in der Frage, ob eine Biographie über ihn geschrieben werden solle, zunächst negativ, dies jedoch mit der Tendenz, die ihm nicht unbedenklich erscheinende Sache in die eigene Hand zu nehmen: R. Guardini, *Berichte über mein Leben. Autobiographische Aufzeichnungen* (Düsseldorf 1984) 15 ff.

³ H. U. v. Balthasar, Romano Guardini. Reform aus dem Ursprung (München 1970) 33.

⁴ Besonders deutlich äußert sich Guardini dazu am Schluß seiner autobiographischen Aufzeichnungen: *Berichte über mein Leben*, 117 f.

⁵ Dazu der Eingang seiner Dankrede zur Feier seines 70. Geburtstags (am 17. Februar 1955), in: *Stationen und Rückblicke* (Würzburg 1965) 11 ff.; Auszug in dem von I. Klimmer zusammengestellten *Guardini-Lesebuch „Angefochtene Zuversicht“* (Mainz 1985) 13 ff.

⁶ Guardini, *Berichte über mein Leben*, 71 f.

⁷ Guardini, *Vom Sinn der Kirche* (Mainz 1955) 19; auch in: *Angefochtene Zuversicht*, 187.

⁸ Guardini, *Berichte über mein Leben*, 117.

⁹ Angesprochen sind damit die Frühschriften „Von heiligen Zeichen“ (Mainz 1927), „Liturgische Bildung“ (Mainz 1923) und „Vom Geist der Liturgie“ (Freiburg 1917). Die Biographie verschweigt allerdings nicht, daß Guardini die für ihn so charakteristische Formel vom „Erwachen der Kirche“ bereits vorgefunden hatte (167).

¹⁰ Abgesehen von meinen wiederholten Hinweisen auf den überragenden Stellenwert des Wortes sowohl in meinem Guardini-Buch „*Interpretation und Veränderung*“ (Paderborn 1979, 21, 84 f.) als auch in meiner Anthropologie „*Menschsein in Anfechtung und Widerspruch*“ (Düsseldorf 1980, 26, 119–124) wird die Wichtigkeit des Imperativs auch dadurch bestätigt, daß G. Haefner seine „*Philosophische Anthropologie*“ mit Reflexionen über die „*Bedingungen der Annahme seiner selbst*“ beschließt (Stuttgart 1982, 162 ff.), während J. F. Schmucker-von Koch das Schlußkapitel seiner Guardini-Studie „*Autonomie und Transzendenz*“ geradezu mit dem Titel „*Die Annahme seiner selbst*“ überschreibt (Mainz 1985, 165 f.).

¹¹ Guardini, *Theol. Briefe an einen Freund* (Paderborn 1977) 61.

¹² Das ist die besondere Qualität der nachgelassenen „*Existenz des Christen*“ (Paderborn 1976); dazu die Hinweise meiner Studie „*Interpretation und Veränderung*“, 138–145.

¹³ Kierkegaard, *Philosophische Brocken*, Kap. 5: Der Schüler zweiter Hand.

¹⁴ Guardini, *Vom lebendigen Gott* (Mainz 1930) 7 f.

¹⁵ Gemeint ist der Studien- und Priesterfreund Karl Neundörfer, der bei einer Alpenbesteigung ums Leben kam. Ihm dürfte vor allem der – offensichtlich im Blick auf Augustins Bericht über den Verlust des liebsten Jugendfreundes

(Confessiones IV, c. 4) gestaltete – Satz des Augustinus-Buchs gelten: „Was in der echten Liebesbeziehung auftaucht, ist nicht mehr das abgesonderte Selbst und ebensolche Andre, sondern beide sind in den Ich-Du-Bezug eingegangen. Aus dem bloßen Selbst ist das Hingegebene, dem Andern Gehörige geworden. Aus dem fernen Andern der Herübergekommene, ins eigene Wesen Eingegangene“ (Die Bekehrung des heiligen Aurelius Augustinus. Der innere Vorgang in seinen Bekenntnissen, Leipzig 1935, 160). Wie ein heimliches Denkmal für den verlorenen Freund wirkt auch die Stelle aus Guardinis berühmten Jesusbuch „Der Herr“, wo vom Vorgang der Liebe gesagt wird: „Jene Schranke des ‚Ich, nicht Du‘; des ‚Mein, nicht Dein‘ kommt ins Schmelzen. Nun bedarf es keines besonderen Hinübergehens mehr – er ist schon drüben. Das Seinige gehört dem Andern; und was den Andern berührt, berührt unmittelbar ihn, denn eine neue Einheit ist da. Sie ist nicht äußerlich geknüpft, aber auch nicht durch Vermischung zusammengefloßen, sondern geboren, und ihr Name heißt eben ‚Liebe‘“ (Freiburg 1980, 167).

¹⁶ Aufschlußreich ist dafür die im Dostojewskij-Brief an Christus gerichtete Frage, ob er an Gott glaube, die doch an ihm, dem menschengewordenen Sohn Gottes, unverrichteter Dinge abgleiten müsse: Religiöse Gestalten in Dostojewskijs Werk, 275.

¹⁷ Einschlägige Aussagen finden sich sowohl in „Welt und Person“ als auch in dem nur fragmentarisch veröffentlichten zweiten Jesusbuch „Jesus Christus. Sein Bild in den Schriften des Neuen Testaments“ (Würzburg 1940).

¹⁸ Pieper, Noch wußte es niemand. Autobiographische Aufzeichnungen 1904–1945 (München 1976). Die Zahlenangabe geht auf eine mündliche Äußerung des Berichterstatters zurück.

¹⁹ In welchem Maß Guardini die Problematik dieses Verhältnisses empfand, läßt eine Stelle aus „Der Herr“ erkennen, die kaum ohne autobiographischen Rückbezug ganz zu verstehen ist: „Wenn ich... mit guter Erkenntnis zum Andern komme, und ihm die Wahrheit bringe? – Im Tiefsten willst Du nicht Wahrheit, erwidert der Herr, sondern Macht über ihn!... Wenn ich doch den Andern erziehen will? – Dich selbst willst Du bestätigen, indem Du ihm sagst, wie er sein soll!... Aber ich liebe doch den Andern, und will ihm Gutes tun! – Dich selbst willst Du genießen!“ (184)

²⁰ Guardini, Christliches Bewußtsein. Versuche über Pascal (Leipzig 1935) 18.

²¹ Guardini, Religiöse Gestalten in Dostojewskijs Werk (München 1947) 275; zur These selbst siehe die Ausführungen meines Guardini-Buchs, 48 f.

²² Guardini, Christliches Bewußtsein, 248.

²³ Ebd. 256.

²⁴ Ebd. 285 f..

²⁵ Unsere geschichtliche Zukunft. Ein Gespräch über das Ende der Neuzeit zwischen C. Münster, W. Dirks, G. Krüger und R. Guardini (Würzburg 1953); dazu Gerl, 341 f.

²⁶ Dazu der sprechende Bericht J. Piepers, a. a. O. 341.

²⁷ Höchst aufschlußreich ist dazu die aus der Begegnung mit Kierkegaard hervorgegangene Schrift „Vom Sinn der Schwermut“ (1928) und ihre Verarbeitung in der Biographie.

²⁸ Dazu nochmals die S. 540 mitgeteilte Stelle des Pascal-Buchs.